

Kirsten Ellerbrake

Guten Morgen,  
**Revolution**  
—  
du bist zu früh

Roman

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC-N001512

1. Auflage 2013

© 2013, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln  
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf  
in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder  
ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung  
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung  
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder  
verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln  
Umschlagmotiv: © plainpicture / Elektrons o8  
Gesetzt aus der Albertina MT  
Satz: Wilhelm Vornehm, München  
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
ISBN 978-3-462-04545-1

## I.

Das kann nicht wahr sein. Zehn nach zwei. Wenn mitten in der Nacht das Telefon klingelt, kann das nichts Gutes bedeuten. Im Zeitraffer scanne ich Verwandte und Freunde: Papa, nee, habe gestern noch mit ihm gesprochen, Robert, nee, dem geht es immer gut, Charlie, verdammt, was ist mit Charlie?

»Nora Bergenhaus«, meine Stimme klingt noch nicht gut, aber immerhin bin ich wach.

»Polizeiobermeister Thomke. Haben Sie eine Tochter mit dem Namen Charlotte?«

Klar habe ich die, und zwar seit zwanzig Jahren, und sie hat mich ganz schön auf Trab gehalten und Herr Thomke wird mir jetzt gefälligst nichts von einem Autounfall auf der A24 erzählen. Ehe meine Gedanken weiter mit mir Achterbahn fahren, sage ich einfach »Ja«.

»Frau Bergenhaus, Ihre Tochter hat uns gebeten, Sie zu verständigen.«

Gott sei Dank, sie lebt.

»Ihre Tochter befindet sich in unserem Gewahrsam. Sie wurde bei der Castordemonstration in Gorleben festgenommen. Ihr wird Landfriedensbruch zur Last gelegt.« Herr Thomke gibt mir die Anschrift des Polizeireviers durch und ein Aktenzeichen, das ich dem Rechtsanwalt weitergeben soll.

»Wieso Rechtsanwalt? Ich komme natürlich selbst und hole meine Tochter ab.«

Nachdem mich der beflissene Polizist darüber aufgeklärt hat, dass Landfriedensbruch ein sehr ernsthafter Tatbestand sei und

dass sie keineswegs gleich wieder auf freien Fuß gesetzt werde, versuche ich, einen klaren Gedanken zu fassen. Ich beschließe, Charlottes Vater anzurufen. Warum soll er gemütlich weiter-schlafen, wenn seine Tochter in Not ist? Darauf, dass seine Freundin, meine Nachfolgerin, ein Recht auf ungestörte Nachtruhe hat, kann ich jetzt keine Rücksicht nehmen. Und wer weiß, vielleicht haben die beiden längst getrennte Schlafzimmer. Schade, dass mein Kopf jetzt mit Wichtigerem beschäftigt ist als dem aktuellen Stand von Roberts Liebesleben. Unter normalen Umständen würde es mir gut gefallen, dass die Frau an seiner Seite so oder so gleich ein Problem haben wird: Entweder sie wird um halb drei Uhr morgens von meinem Anruf geweckt und ist darüber nachvollziehbarerweise sauer, oder mit ihrem Sexualleben sieht es alles andere als rosig aus.

Robert glänzt nicht gerade durch konkrete Lösungsvorschläge, aber immerhin weist er darauf hin, dass wir einen guten Rechtsanwalt für Charlotte brauchen. Sobald er morgen im Büro sei, werde er sich von seinem Justiziar ein paar Empfehlungen geben lassen. Morgen, wieso morgen? Robert will unsere Tochter offenbar die ganze Nacht der Staatsmacht überlassen. Ich lege mehr als empört auf.

Staatsmacht? Wie komme ich denn darauf? Staatsmacht, Polizeistaat, Polizeiterror, das sind Begriffe, die seit mindestens zwanzig Jahren aus meinem Sprachschatz verschwunden sind. Ich erinnere mich dunkel, das letzte Mal habe ich sie – und zwar alle – benutzt, als die besetzten Häuser in der Hamburger Hafensstraße geräumt werden sollten. Und genau dieser Gedanke bringt mich auf die richtige Idee. Damals hat doch Klaus die ganzen juristischen Probleme der Hafensstraße geregelt. Was macht der eigentlich? Irgendwo muss ich noch seine Telefonnummer haben. Klaus Lohmüller, linker Anwalt, immer im Einsatz für die Unterdrückten und Entrechteten. »Immer« im Sinne von

»rund um die Uhr«. Da ist ja seine Nummer! Die Frage, was er macht, beantwortet sich schnell: Um kurz nach drei schläft er normalerweise und nun nuscht er ein sehr übellauniges »Hallo« ins Telefon.

»Hallo, Klaus, hier ist Nora Bergenhaus, Erinnerst du dich?«

Nach verständlichen Beschimpfungen wegen der unchristlichen Zeit meines Anrufs lässt er meine Geschichte über sich ergehen, schwört, dass er um diese Uhrzeit nichts machen könne, dass er aber, sobald er im Büro sei, alles in Bewegung setzen werde, damit Charlie im Verlauf des Tages wieder zu Hause sei.

Das ist viel, aber mir zu wenig. Ich setze mich in das Car-sharing-Auto, das ich mir eigentlich für den morgigen Großeinkauf organisiert habe, und fahre nach Lüneburg, von wo mich Polizeiobermeister Thomke angerufen hat.

Erstaunlich, wie viele Leute um diese Uhrzeit schon auf den Beinen oder besser auf den Reifen sind. Was machen die alle? Wo wollen die hin? Die können doch nicht alle ihre Kinder aus dem Polizeigewahrsam befreien.

Das Klingeln meines Handys reißt mich aus meinem gedankenverlorenen Betrachten der Autobahn.

»Ich habe mir schon gedacht, dass du nicht zu Hause bleiben würdest. Ruf mich an, wenn du was Neues in Erfahrung bringst.«

Bevor ich ihm sagen kann, dass ich schon Klaus in Bewegung gesetzt habe, damit er unsere Tochter aus dem Knast holen wird, legt Robert schlaftrunken wieder auf.

Um 6.30 Uhr stehe ich ohne Brötchen, aber mit einer Zahnbürste für Charlie vor dem Tresen von Hauptwachtmeister Thomke, der mich sehr penetrant darauf hinweist, dass meine Tochter keineswegs verhaftet, sondern lediglich in Gewahrsam genommen worden sei. Der Unterschied ist mir vollkommen

wurscht. Ich will nur, dass meine Tochter hier neben mir steht, und zwar in aller kürzester Zeit. Dem folgenden Kurzreferat entnehme ich, dass ich nicht mit Charlie sprechen darf und sie auch nicht sehen werde. Meine Tochter sitzt im Knast und ich kann nichts tun. Wie es ihr wohl geht? Ich kenne sie gut genug, um zu wissen, dass sie sich ihre Angst nicht anmerken lassen wird. Gut, wenn ich jetzt nichts machen kann, dann mache ich nichts, vor allem gehe ich nicht weg, obwohl das genau das wäre, was Herr Thomke gerne hätte. Ich bleibe hier so lange stehen, bis er meine Tochter endlich rausrückt. Es ist meiner schlagartig einsetzenden Müdigkeit geschuldet, dass ich mich an die Wand lehne und langsam auf den Boden runterrutsche.

Als Herr Thomke seinen Dienst beendet, steigt er gänzlich unbeeindruckt über mich hinweg, nicht ohne mir zu versichern, dass er, selbst Vater, mich ja verstehen könne. Meine Tochter sei aber nun mal alt genug, um zu wissen, dass Landfriedensbruch keine Bagatelle sei. Ich bin zu müde, um mit einem Vortrag über die Verhältnismäßigkeit der Mittel zu kontern, und denke stattdessen einfach »Blödmann«. Aber als mir seine Kollegin einen Kaffee anbietet, neige ich doch tatsächlich für einen kurzen Moment zur Aussöhnung mit den Vertretern des Schweinesystems. Wo, verdammt noch mal, bleibt eigentlich Klaus?

Als ich Charlie endlich in den Arm nehmen kann, bin ich unendlich erleichtert. Ein Anruf des Rechtsanwalts hat ausgereicht, um den Herrschaften mal einen bisschen Dampf zu machen. Ich weiß, dass das Kind nicht in einer Nacht abgemagert sein kann, aber so dünn und so blass habe ich meine Tochter nicht in Erinnerung. Natürlich mache ich ihr keine Vorwürfe, jedenfalls keine ausgesprochenen. Sie hört sie trotzdem und schläft einfach ein. Ob Charlie noch Lehrerin werden kann, wenn sie vorbestraft ist? Was für ein bescheuerter Gedanke! Sie studiert Chemie und will

unbedingt in die Forschung. Es gibt bestimmt Naturwissenschaftler, die vorbestraft sind. Auf jeden Fall gibt es Naturwissenschaftler, die vorbestraft sein müssten, aber auch das ist kein Gedanke, der Charlie jetzt weiterbringt. Alle Mütter machen sich Sorgen um ihre Kinder, egal wie toll sie sind, egal wie alt sie sind. Als mein Handy klingelt, merke ich, dass Sorgen kein mütterliches Privileg sind. Robert beschwert sich, dass ich ihn nicht sofort angerufen habe. Da ich immer noch stinksauer auf ihn bin, lege ich auf. Ein bisschen Revolte steckt auch in mir. Später werde ich behaupten, ich sei in ein Funkloch gefahren. Moderne Technik hat doch viele gute Seiten.

Arme Charlie, ganz allein in einer Zelle. Mit Blick auf meine schlafende Tochter fällt mir plötzlich ein, dass ich das ja auch einmal erlebt habe. Das war alles andere als lustig – auch wenn es zum Glück ein kurzer Aufenthalt war.



Die Zelle war gerammelt voll mit jungen Revolutionären. Gut, dass sich Nora die Telefonnummer vom Ermittlungsausschuss auf die Hand gepinselt hatte. Da sollte man sofort anrufen, wenn jemand verhaftet wurde. Leider war nicht jede Zelle mit einem Telefon ausgestattet und diese hier war es definitiv nicht.

»Meinst du, die lassen uns hier wieder raus?«, jammerte Nora.

»Klar, Mann, die wollen nur unsere Personalien und dann lassen die uns gehen.«

»Sicher?«

»Sicher, du Schisshase.«

Da Nora dem Kämpfer an ihrer Seite sichtlich auf die Nerven ging, beschloss sie, die Zeit, bis die Zellentür endlich geöffnet würde, dazu zu nutzen, still vor sich hin zu leiden. Wieso war sie nur hier gelandet? Dass sie im Knast schmoren musste, obwohl

sie doch für eine gerechte Sache eingetreten war, war so ungerrecht!

Schuld an ihrer Misere war US-Vizepräsident Bush. Der war nach Krefeld gekommen, um mit 300 ausgewählten Bürgern der Stadt zu feiern, dass 300 Jahre zuvor die ersten Krefelder nach Amerika ausgewandert waren. Es kamen mehr als 300, ungefähr 20 000, und dass sie nicht willkommen waren, zeigten die zahlreichen SEKs noch vor Beginn der Feierlichkeiten. Bush hatte gerade im Gleichgewicht des Schreckens zwischen den beiden Supermächten USA und UdSSR durch seinen Beschluss, amerikanische Pershing-II-Raketen in Deutschland zu stationieren, einen neuen Akzent gesetzt. Im Falle eines Falles hätten sich dann russische und amerikanische Mittelstreckenraketen genau über Nordrhein-Westfalen getroffen.

Ehrensache, dass das Aktionsbündnis Südliches Münsterland Bush nicht einfach nett durch Krefeld bummeln ließ. Sie hatten sich in den alten Opel gequetscht und auf den Weg nach Krefeld gemacht. Nora hatte ihren Freund Michael mühsam überredet, Helm und Sturmhaube zu Hause zu lassen. Bei einem Germanistikstudenten sah das wirklich albern aus. Michael war groß und schlaksig, und mit dem Helm wirkte er wie ein Strichmännchen aus einer Kinderzeichnung. Sie waren etwas spät dran, weil Susanne noch ihr blödes Palästinensertuch suchen musste. Als sie endlich zu den ungeduldig Wartenden ins Auto stieg, lachte Berthold hämisch: »Typisch Jura-studentin. Riesen-Heckmeck und dann ist es nur das rote.«

Eigentlich war das schwarze Palästinensertuch das richtige, aber das rote passte einfach besser zu Susannes blonden Haaren. Christina verdrehte ein bisschen die Augen, ließ sich aber nicht aus der Ruhe bringen. Berthold setzte zu einem längeren Referat über die Symbolik politischer Accessoires an, wurde aber jäh unterbrochen, als Nora durch einen verunglückten Blitzstart das

Auto abwürgte. Kollektives Aufstöhnen beendete alle Diskussionen. Die Zeit drängte nun wirklich, schließlich hatte man Bertha versprochen, sie mit nach Krefeld zu nehmen. Und Bertha war bekanntermaßen streng, was pünktliches Erscheinen betraf.

Vor Ort angekommen, war Nora beeindruckt von der Größe des Schwarzen Blocks. Ganz gefährliche Jungs, faszinierend in ihrem martialischen Auftreten. Lederklamotten und Sturmhauben, aus deren Schlitzen die Augen hervorblitzen. Die würden sich nichts gefallen lassen, die nicht, die würden jede Pershing II höchstpersönlich aufhalten. Was konnte das übergroße Polizeiaufgebot ihnen da anhaben? Die martialischen Autonomen waren irgendwie sexy, die martialischen Polizisten, nee, Bullen hieß das natürlich, nicht. Schwarz war offensichtlich wesentlich kleidsamer als Grün. Das Aktionsbündnis Südliches Münsterland warf sich mitten ins Geschehen: Susanne aufgeregt, Bertha belustigt, Michael wild entschlossen, Christina nachdenklich, Berthold in sonnigster Debattierlaune, und für alle gemeinsam war es das Selbstverständlichste der Welt, sich in der Nähe des Schwarzen Blocks einzureihen: »Einer muss die ja vor den Polizeiknüppeln schützen.«

Blöd, dass den einen wie den anderen das Schutzschild aus dem Münsterland scheißegal war. Bei der erstbesten Gelegenheit stürmten Schwarz und Grün los. Teils aufeinander zu, teils voneinander weg, teils zu einem unangekündigten Irgendwo. Das geheime Startzeichen hatte Nora irgendwie verpasst. Die Autonomen rannten, die Bullen hinterher, es flogen Farbeier, Steine und jede Menge böser Worte. Berthold war noch an Noras Seite, alle anderen waren plötzlich weg. Sie mussten ebenfalls rennen, was am Rand des Schwarzen Blocks wirklich einmalig blöd war. Von der einen Seite flogen einem Steine entgegen, von der anderen drohten Polizeiknüppel. Wer da nicht einigermaßen durchtrainiert und schnell war, hatte schlechte

Karten. Zum Schutz vor der Staatsmacht wurden Barrikaden aus Autos gebaut. Da eine solide Luxuskarosse locker das Doppelte eines Kleinwagens wog und dementsprechend schwer zu bewegen war, blieben die teuren Autos weitgehend davor bewahrt, sich als Straßensperre bewähren zu müssen. Während Nora an den Barrikaden vorbeirannte, sah sie aus dem Augenwinkel Michael, der in einem Pulk von Autonomen einen R4 auf die Seite warf. Ein bisschen stolz auf ihren knallharten, revolutionären Geliebten hätte Nora gerne angehalten, zumal ihr langsam die Puste ausging, aber angesichts der nachrückenden Polizisten bestand Berthold darauf, beim Dauerlauf durch Krefeld noch erheblich an Tempo zuzulegen. Mann, war das anstrengend.

Das Aktionsbündnis Südliches Münsterland kehrte schließlich ohne Blessuren und ohne Verluste zurück. Mit Ausnahme von Bertha. Angeblich hatte sie einen Brandsatz auf die gepanzerte Limousine von George Bush geworfen und damit das Leben des amerikanischen Vizepräsidenten gefährdet. Wie kam die Staatsanwaltschaft nur dazu, die Qualitätsarbeit der deutschen Autoindustrie derart in Frage zu stellen? Gepanzerte Limousine gegen einen selbst gebastelten Brandsatz. Eine Wahnsinnsattacke mit ungewissem Ausgang. Wie sich – Welch' Wunder – herausstellte, hatte George Bush den Angriff unversehrt überstanden. Wahrscheinlich hatte er gar nichts bemerkt, ganz im Gegensatz zu Bertha, die in U-Haft auf ihren Prozess warten musste.

Das war das Topthema der Demoauswertung. Über Sinn und Unsinn der Aktion wollte keiner reden, allerdings war klar, dass sofort eine Solidaritätsgruppe für die Freilassung von Bertha gegründet werden musste. Dabei durfte Nora allerdings nicht mitmachen, sie war einfach nicht radikal genug. Da kamen nur die ganz Harten rein, die, denen mindestens Kontakte zu den RAF-Gefangenen nachgesagt wurden oder zu deren Angehörigen

oder zu irgendjemandem, der wenigstens jemanden kannte, der schon mal in irgendeiner Unterstützerguppe aktiv gewesen war.

Mitglied im Aktionsbündnis Südliches Münsterland, schwarze Fahne am VW-Bus und radikale Wohngemeinschaft – »sorry, aber das reicht nicht«, hatte einer der ganz radikalen Unterstützer Nora erklärt.

Immerhin, zum Prozess durften dann später alle.

Vor dem Landgericht hatte sich bereits eine lange Schlange gebildet. Alle mussten ihre Ausweise vorzeigen, die Taschen ausleeren und sich abtasten lassen. Wieso ging es denn nicht weiter?

»Den lassen Sie mal schön hier!« Der Polizist, der ein paar Meter vor Nora die Taschenkontrolle machte, hielt triumphierend einen Kugelschreiber hoch, den er einem der Prozessbesucher abgenommen hatte.

»Wieso das denn?«, fragten die Umstehenden wie aus einem Mund.

»Der kann zu einer Waffe werden«, antwortete der Beamte und erntete höhnisches Gelächter.

Nachdem Nora die Kontrollen über sich ergehen lassen hatte, ging es in den Verhandlungssaal. Die guten Plätze, das waren die, von denen man Bertha besonders gut aufmunternd zulächeln konnte, waren schon weg. Aber da war noch ein Platz, neben einem Typen mit Lederjacke, sehr lässig, sehr schwarz, sehr radikal.

»Noch frei?«, wollte sie wissen und gab sich mit einem Nicken zufrieden.

Gut, neben diesem Mann zu sitzen, so strahlte die wilde Entschlossenheit seiner Lederjacke ein bisschen auf Nora ab.

Bertha scherte sich nicht um den Prozessablauf. Sollte sie zuhören, rief sie dazwischen, sollte sie etwas sagen, verweigerte sie die Aussage. »Wenn Sie weiter den Prozessablauf stören, schlieÙe ich Sie von der Verhandlung aus«, drohte der Richter in einem fast schon verzweifelten Versuch, das Verfahren in kontrollierte Bahnen zu leiten. Das Publikum grölte. Irgendwann reichte es dem Richter, und er ordnete an, den Saal zu räumen. Während die Zuschauer versuchten, durch lauten Protest dem Schweinesystem die Maske der unabhängigen Justiz runterzureiÙen, riss einer der in den Saal stürmenden Polizisten Noras Sitznachbarn einen Aufnäher von der Lederjacke. Oh je! Nora wurde gepackt und eine sehr enge, sehr volle Treppe runtergestoÙen.

»Sind die denn völlig verrückt? Mann, hoffentlich fällt jetzt keiner, dann wird das hier ein totales Chaos!«

Aber der coole Typ hatte kein Ohr für Nora. Er lamentierte über den Verlust der Schulterdeko, was Nora angesichts der Tatsache, dass hier im Gericht gerade die demokratische Freiheit verloren ging, wirklich peinlich fand.



Beim Einbiegen in die Pasteurstraße, wo Charlies kleine Wohnung ist, klappt meine Tochter die Augen auf.

»Ich habe wahnsinnigen Hunger.«

»Gut, dann können wir uns beim Frühstück mal ernsthaft unterhalten. Hast du überhaupt was zu essen im Haus?«

»Mann, Mama, das war echt eine harte Nacht. Ich brauche dringend eine Dusche, etwas zu essen und dann nur noch mein Bett. Kannst du mich nicht erst mal wieder zu Verstand kommen lassen?«

Als ich »Verstand« aus Charlies Mund höre, runzelt sich meine

Stirn, ohne jede Absicht. Charlie ignoriert den ihr bekannten Gesichtsausdruck, verabschiedet sich mit einem Kuss und einem zuckersüßen »Danke, Mama« und ist weg.

Als ich 20 Minuten später in meiner Wohnung ankomme, ärgere ich mich immer noch über meine zutiefst naive Tochter. Sie versteht nicht, dass man nicht einfach mal so locker und ohne Konsequenzen eine Nacht bei der Polizei verbringt. Undankbare Göre. Immerhin bin ich ihretwegen durch die Nacht gegondelt, da kann sie mir ja wohl ein bisschen Rede und Antwort stehen.

Mir ist auch nach einer Dusche zumute. Um den Schrecken der Nacht abzuspülen, brauche ich viel heißes Wasser. Habe ich nicht irgendwo gelesen, dass es Quatsch sei, Wasser zu sparen? In der Kanalisation fehlt dann der Druck und die Wasserwerke müssen irrsinnige Wassermengen in das System pumpen, um die Rohre gut gespült funktionsfähig zu halten.

Den Vorsatz, mit Ressourcen sparsam umzugehen, lasse ich deshalb aus guten Gründen in der Berliner Kanalisation davonschwimmen.

Mit nassen Haaren, in ein Handtuch gewickelt, rufe ich Robert in seinem Musikverlag an. Seine Sekretärin flötet, dass er gerade im Gespräch sei, ob sie etwas ausrichten könne. Wenn ihre Stimme diesen ganz bestimmten Tonfall annimmt, weiß ich, dass Robert mithört, und prompt kommt die Bestätigung.

»Oh, ich sehe gerade, dass er aufgelegt hat, Moment, ich stelle mal durch.«

Ich hasse diese künstlich hergestellte Wichtigkeit, an der so viele Anliegen abprallen.

Robert versteht die Aufregung nicht. Vor allem findet es völlig übertrieben, dass ich die halbe Nacht in Lüneburg auf der Polizeiwache verbracht habe.

»Die hätten Charlie doch so oder so spätestens heute Morgen nach Hause gehen lassen.«

Er habe schon mit dem Justiziar der Firma gesprochen. Es sei alles nicht so wild, er habe einen sehr guten Strafrechtler empfohlen, falls es überhaupt zum Prozess kommen sollte.

»Ich rufe Charlie nachher mal an. Lass uns heute Abend zusammen essen und dann sehen wir weiter.«

Ich brauche nichts zu essen, denn ich bin schon pappsatt. Charlie ist wirklich die Tochter ihres Vaters. Wird schon alles nicht so schlimm sein, sehen wir nachher mal weiter, wird schon. Das treibt mich auf die Palme. Diese unbedarfte Leichtigkeit kenne ich. Von mir, von früher. »Früher«, das klingt, als würde ich demnächst meinen 80. Geburtstag feiern – und so fühle ich mich gerade auch.

Nicht grübeln, nicht jetzt. Ich sage als Erstes alle meine Termine ab. Mein Chef zeigt sich verständnisvoll; der Drehbuchautor, den ich zum dritten Mal versetze, deutlich weniger. Wieso habe ich mich überhaupt auf die Zusammenarbeit mit ihm eingelassen? Ich wusste doch, dass wir sowieso nie zu einem guten Drehbuch kommen würden. Meine Laune wird mit jedem Gedanken schlechter. Da hilft nur ein Spaziergang. Allerdings behauptet der faule Sack in mir, ein bisschen Schokolade tue es auch. »Muss ja nur ein kleines Stück sein.«

Jetzt ist die Schokolade alle und mir ist schlecht.

Das Ribaltone ist mein Lieblingsrestaurant, unter anderem, weil sie dort eins meiner Lieblingsgerichte haben: Spaghetti mit in Parmesan geschwenkten Trüffeln. Die werde ich heute aber ganz sicher nicht essen. Mir ist noch ein bisschen schlecht von der Schokolade. Salat am Abend ist auch nicht gut, also Fisch und Gemüse. Charlie bestellt meine Lieblingsnudeln, und ich

schaue neidisch auf ihren vollen Teller und versuche, meine Tochter dafür zu lieben, dass sie einfach essen kann, was sie will. Robert bestellt Wein, nein, nicht den Dingenskirchensowieso, der auf der Karte steht, aber wenn Sie den 2006er hätten?

»Haben sie nicht, sonst hätten sie ihn ja auf die Karte geschrieben«, belehre ich unsere kleine Runde.

»Haben wir, gerne, kommt sofort.«

Ich konnte das noch nie leiden, dass Robert immer so ein Mit-Wein-kenn-ich-mich-wahnsinnig-gut-aus-Theater veranstaltet, auch wenn ich zugeben muss, dass ich in all den Jahren kein einziges Mal schlechten Wein mit ihm getrunken habe. Er kennt sich wirklich gut aus, während ich Wein nur fehlerfrei nach Farben sortieren kann.

»Dr. Heitmann wird das für dich klären«, teilt Robert zur Vorspeise mit.

»Moment mal«, interveniere ich sofort. »Ich habe schon längst Klaus organisiert. Aus dem Knast hat er Charlie ja immerhin schon mal rausgeholt.«

Das klingt deutlich dramatischer, als es war, aber vom Ergebnis her stimmt es.

»Das ist nicht dein Ernst! Doch nicht etwa *der* Klaus?«

Doch, genau der. Robert wird doch kein Fass aufmachen wollen, nur weil ich mit Klaus vor Hunderten von Jahren mal eine klitzekleine Affäre hatte?

»Ich bitte dich, der macht doch ein großes Politikum um diese Lappalie, statt Charlie da möglichst schnell rauszuhauen. Lass mich das mal machen.«

Ich koche! Robert gibt den Checker und ich soll die Doofe spielen. Während ich auf der Wache in Lüneburg campiere, kuschelt er schön mit Hasi im Bett – oder auch nicht –, und nun macht er auf großen Retter. Worte fliegen über den Restauranttisch, während Charlie in aller Seelenruhe ihre Nudeln gabelt.

Zwischen zwei Bissen erinnert uns unsere Tochter daran, dass das übrigens ihr Verfahren sei, über das wir uns gerade streiten.

»Eben«, sagen Robert und ich wie aus einem Mund.

»Und da werden wir gemeinsam zusehen, dass das glimpflich ausgeht.«

»Nein, braucht ihr nicht, morgen treffen wir uns ...«

»Wer ›wir?«, unterbreche ich meine Tochter.

»Na, die Leute von der Blockade, wir wollen überlegen, was wir tun. Ich bin ja nicht die Einzige, die verhaftet wurde.«

Charlie findet Klaus als Rechtsanwalt gut, den werde sie auch den anderen Betroffenen vorschlagen. Einerseits kommt dumpfe Freude auf, ein bisschen sogar Schadenfreude, dass Charlie ihn als Rechtsanwalt in Erwägung zieht, andererseits wächst meine Sorge, dass sie den Ernst ihrer Situation immer noch nicht erkannt hat.

»Charlie, jetzt geht es darum, dass du dich auf dich konzentrierst und nicht mehr um irgendeine Solidaritätsromantik«, wirft Robert ein, und ich bin froh, dass er es sagt, dass er mir diesen unerhört spießigen Satz abgenommen hat.

Charlie lacht. »Ich habe aber gemacht, was ich gemacht habe, und zwar zu Recht. Ihr seid nicht da gewesen, aber Zigtausend andere und mit denen, die es betrifft, werde ich nun absprechen, wie es weitergehen soll.«

Ich schlucke, und zwar nicht nur, weil ihre Entschiedenheit mich trifft, sondern vor allem, damit ich nicht sage, »aber Charlie, wir wollen dir doch nur helfen«.

»Wenn euch das so brennend interessiert, warum seid ihr dann nicht da gewesen?«

»Mit meinem Rücken, da hätte ich gleich zwei Physiotherapeuten mitnehmen müssen«, antwortet ihr Vater.

Charlie verdreht genervt die Augen.

»Und ich konnte nicht«, verteidige ich mich.

»Ich weiß«, grummelt Charlie, »Bambiverleihung, das ist echt wichtig und ohne dich hätte die wahrscheinlich gar nicht stattfinden können.«

»Ach, du warst doch beim Bambi?«, ruft mein Exmann erstaunt. »Ich denke, du hast keine Lust mehr auf diesen Quatsch.«

Robert weiß genau, dass das zu meinem Job dazugehört, aber er liebt es, mich daran zu erinnern, dass ich mindestens hundert Mal beteuert habe, nie wieder zu diesen Branchenveranstaltungen zu gehen. Mein verständnisvoller Exmann hört sich gerne Klatsch und Tratsch aus meinem Job an, aber immer lächelt er süffisant, statt meinen Kummer ernst zu nehmen. Er weiß viel zu genau, dass ich meine Arbeit liebe. Ich werde mich auf dieses Thema nicht einlassen, wir haben Wichtigeres zu besprechen. Immerhin geht es um die Zukunft unserer Tochter, die mittlerweile beim Dessert angelangt ist und nun doch munter, wenn auch mit vollem Mund, von der Castorblockade berichtet.

»Das war wie eine riesige Party. Immer wenn die Polizei eine Zufahrt oder eine Straße abgesperrt hatte, sind wir eben durch den Wald gelaufen. Geschlafen haben wir in einem Zeltlager. Das war alles super organisiert. Und um fünf Uhr morgens ist dann jemand rumgelaufen und hat alle geweckt.«

»Du bist um fünf Uhr aufgestanden?« Alles, aber das glaube ich wirklich nicht.

»Doch, doch, und das war total lustig. Der Typ ist über den ganzen Platz gelaufen und hat gebrüllt: ›Guten Morgen, Revolution!‹«

»Und du bist dann aufgestanden?«

Ich kann einfach nicht fassen, was ich höre.

»Also erst mal habe ich zurückgebrüllt: Du bist zu früh, du blöde Revolution.«

Robert und ich müssen lachen. Charlie um fünf Uhr morgens im Wald – können wir uns einfach nicht vorstellen. Um elf Uhr

total verschlafen und nur unter Protest aus dem Bett kommend: Das ist das Kind, das wir kennen.

»Eigentlich war alles cool und friedlich. Als wir endlich an den Gleisen waren, haben ein paar immer mal geschottert, klar, es sind auch ein paar Steine geflogen, aber die allermeisten haben ganz friedlich demonstriert. Da, wo ich war, hat sich keiner an die Gleise gekettet oder so was.«

»Hast du geschottert?«, frage ich und versuche, die Strenge in meiner Stimme in ernsthaftes Interesse zu verwandeln.

»Was ist denn schottern?«, will Robert wissen und offenbart damit seine Ignoranz den aktuellen politischen Brennpunkten gegenüber.

»Oh, Papa, wenn man die Steine unter den Gleisen wegmacht. Das haben wir aber nicht. Wir haben nur immer wieder die Strecke blockiert, und die Polizisten haben uns immer wieder weggetragen.«

Die taten Charlie wirklich leid, »die armen Kerle«, die konnten ja irgendwann nicht mehr.

»Tolle Musik war da, und wir haben sogar unheimlich viel getanzt. War arschkalt, aber echt lustig.«

Ich schüttelte irritiert den Kopf. Robert denkt wahrscheinlich das Gleiche wie ich, hat seine Mimik aber besser im Griff. Das, was unsere Tochter erzählt, erinnert eher an einen Rave als an eine Anti-Atomkraft-Demonstration. Doch statt sich lautstark zu wundern, berichtet mein Exmann zu meiner Überraschung begeistert von seinem ersten Gorlebeneinsatz. Damals, als er noch mit der Grünen Raupe unterwegs war. Da kannten wir uns noch gar nicht, aber die Geschichte, die kenne ich, schließlich war auch ich in Gorleben. Das gehörte einfach dazu. Wir waren gegen Atomenergie und wir waren natürlich gegen ein Endlager für den radioaktiven Müll im Salzstock im Wendland. Gorleben war zum Symbol der Anti-AKW-Bewegung geworden. Zum

ersten Mal waren Junge, Alte, Linke, Konservative, Studenten und die Bauern aus der Region gemeinsam auf der Straße unterwegs. Rund um die Stelle, wo die ersten Probebohrungen gemacht werden sollten, hatten die AKW-Gegner Hütten gebaut – ach, was sage ich, das waren keine Hütten, das waren Kunstwerke. Da wurde der Traum von einem anderen Leben gelebt.

Wir waren so jung, ungefähr so jung wie Charlie heute.



»Soll ich Badezeug einpacken oder ist das Wasser noch zu kalt?«

Noras WG-Genossen guckten sie fassungslos an. Tom hatte mit großer Mühe die schwarze Fahne an den Bulli montiert, und die machte ja wohl deutlich, dass hier nicht die Mission Badeausflug angetreten wurde. Das Hüttendorf im Wendland bestand seit drei Wochen, und immer wieder ging das Gerücht um, dass die Räumung unmittelbar bevorstünde. So auch an diesem Wochenende.

»Ich will fahren«, ließ Nora ihre Mitstreiter wissen.

Tom, Albert und Svenni wollten auch. Bella spielte die feministische Karte und katapultierte Nora damit auf den Fahrersitz. Wer fuhr, war Bella in Wirklichkeit völlig egal. Ihr ging es vorrangig darum, dass Tom neben ihr saß, dann konnte sie mit ihm rumknutschen, wenn die Fahrt langweilig würde.

Es ging flott voran, obwohl immer wieder Pausen gemacht wurden, weil der Hund oder die Menschen mal mussten, weil man auf den Raststätten andere traf, die auf dem Weg nach Gorbleben waren und mit denen man kurz die Lage besprach. Trapper wollten ein- oder aussteigen, und irgendwann wollte dann wirklich mal jemand anders fahren. Allein aus Münster waren mindestens fünfzig Gruppen aus dem linksalternativen Spektrum unterwegs. Als Treffpunkt hatten sie einen Seitenarm der

Elbe kurz vor Gorleben vereinbart. Hier wurde das Lager aufgeschlagen. und von hier aus ging es dann zu Fuß weiter zum Hüttendorf.

Es war irre heiß, und da Nora ja kein Badezeug mitgenommen hatte, schloss sie sich einer Gruppe anderer Münsteraner an, die sofort das Hüttendorf erkunden wollte. Svenni war stinksauer, er wollte erst mal das Zelt aufbauen und alles organisieren. Nora hatte dazu keinen Bock, das sollte er schön alleine machen. Er wollte ja unbedingt im Zelt schlafen, Nora hätte der Bulli völlig gereicht.

Das Hüttendorf war ein wahr gewordener Hippie Traum. Alles total tolle Leute, irre nett, unglaublich engagiert, und was die da gebaut hatten: Wahnsinn! Ihre Bezugsgruppe hatte Nora entgegen jeder eisernen Politregel schon verloren.

Im Frauenhaus war man sich gerade wahnsinnig einig darüber, dass die Machotypen jede Diskussion dominierten, und dass es deshalb wirklich echt wichtig sei, dass man keine Männer hereinlasse. Ziemlich heftig zur Sache ging es, weil ein paar Mütter ihre Söhne dabei hatten und frau sich nicht darüber einigen konnte, ab welchem Alter ein männliches Wesen ein Macho sei. Außerdem fanden es die Hardcore-Feministinnen sowieso bescheuert, dass Frauen sich als Mütter versklaven ließen, während die Mütterfraktion darauf beharrte, dass Frauen, die sich auf allen Ebenen auslebten, bessere Männer großziehen würden. Als nach einer Weile beschlossen wurde, die Diskussion abubrechen, weil frau doch Anti-AKW-Sonnen aus Salzteig backen wollte, setzte Nora ihre Erkundungstour auf dem Gelände fort.

Den Pass der Republik Freies Wendland wollte Nora unbedingt haben. Der war super, richtig mit Stempel und allem Drum und Dran. Das Beste daran war der Aufdruck: »Dieser Pass ist gültig, solange der Inhaber noch lachen kann.«

Am Infostand wurde wüst darüber spekuliert, ob und wann wohl geräumt würde. Immer wieder schwappten Nachrichten herein, wonach jemand gesehen haben wollte, dass die Polizei sich bei Lüchow sammelte. Andere hatten Hunderte von Wannen kurz hinter Hamburg gesehen. Ob das etwas zu bedeuten hatte, wusste keiner, aber wenn, darüber waren sich alle einig, würde man auf jeden Fall friedlich bleiben.

»Wir lassen uns nicht provozieren.«

Die Jungs, die das anders sahen, waren deutlich in der Minderheit und auf den ersten Blick auszumachen. Trotz der Hitze hatten sie schwarze Lederhosen an, obenrum ärmellose Hemden oder gar nichts, und die besonders gut aussehenden Exemplare trugen Pferdeschwanz. Tolle Typen, blöd, dass Nora ausgerechnet für diesen Tag ihre lila Latzhose ausgesucht hatte.

Wer Hunger hatte, konnte Naturreis mit irgendwas essen. Alle lobten den Koch, und alle, bis auf ein paar Hardcore-Bio-freaks, fanden, dass der Pamp echt furchtbar schmeckte. Egal, er machte satt, und mit vielen Leuten gemeinsam zu essen, war großartig.

»Wo kommst du her? Was machst du? Bist du schon lange hier?«

Rund um das Bohrloch 1004 war ein riesiges Kommunikationszentrum entstanden. Man saß ums Feuer, irgendwann tauchte die erste Gitarre auf, Bongos folgten, und der ein oder andere Joint kursierte. Zufrieden stellte Nora fest, dass sie sich rundum wohlfühlte im Widerstand.

Außerdem stellte sie sehr viel später fest, dass es stockdunkel war, und dass sie den Weg zu ihrem Schlafplatz nur noch sehr ungefähr wusste. Das war großer Mist. Erst nachdem Nora endlos über Äcker und Wiesen geirrt war, alle wilden Tiere, Kaninchen, Feldmäuse und was da sonst so kreuchte und fleuchte, durch dreitausendmaliges Singen »wehrt euch, leistet Wider-

stand, gegen das Atomprogramm im Land, schließt euch fest zusammen, schließt euch fest zusahamehen, wehrt euch ...« abgewehrt hatte, fand sie todmüde den Treffpunkt wieder.

Der Bulli war voll mit Leuten, die Nora nicht kannte, und sie sank selig auf die Isomatte in dem Zelt, das Svenni ganz allein aufgebaut hatte.



»Ich muss dann mal ins Bett.«

Charlie reißt mich aus meinen durchaus sentimentalsten Gedanken. Was haben wir nun eigentlich ausgemacht? Wie geht's weiter? Meine Tochter lässt sich die Telefonnummer von Klaus aufschreiben und verspricht, ihn am nächsten Tag anzurufen. Robert zahlt und bietet an, uns nach Hause zu fahren. Ich laufe lieber, ein bisschen frische Luft wird mir guttun, außerdem sind's ja nur ein paar Meter. Aber Charlie nimmt das Angebot begeistert an, und ihr Vater nimmt den Umweg über den Prenzlauer Berg gerne auf sich.

Nach dem Abitur hat sich Charlie eine kleine Wohngemeinschaft im angesagten Bötzwortviertel gesucht. Sie hat zwar immer noch ihr altes Zimmer in meiner Wohnung, schläft aber nur noch selten bei mir. Ihr Zimmer bleibt trotzdem ihr Zimmer.

Ich vermisse sie, bin aber gleichzeitig stolz darauf, dass meine kleine Tochter schon so groß geworden ist. Robert war und ist so großzügig, den Spaß zu bezahlen. Seine Tochter wickelt ihn nun mal in 0,0 Sekunden um den Finger. Zwischen die beiden passt kein Blatt. Ich kann mir nicht vorstellen, was passieren müsste, damit Charlie die bedingungslose Liebe ihres Vaters verliert. Umgekehrt genauso. Unsere Tochter liebt Robert vollkommen kritiklos, während sie an mir immer was zu meckern findet.

Es war nicht leicht für Charlie, als Robert und ich uns vor zehn Jahren getrennt haben, aber für mich war es die Hölle. Ich hatte nicht nur die Auseinandersetzungen mit meinem Mann, sondern auch noch ein stets vorwurfsvoll quengelndes Kind an den Hacken.

Genau zwei Tage fand Charlie es lustig, dass sie nun zwei Kinderzimmer hatte, eins bei mir und eins in der neuen Wohnung ihres Vaters. Dann ging der Terror los. Wenn Charlie in Hochform war, mussten wir mehrmals täglich zwischen den Wohnungen hin- und herfahren. War sie bei mir, wollte sie zu ihrem Papa, war sie bei Robert, wollte sie zu mir. Wenn wir ihren Launen nicht nachgaben, machte sie sich auf eigene Faust auf den Weg. Mit zehn Jahren kein Problem, aber unsere kleine Drama-Queen brachte ganze U-Bahn-Abteile zum Weinen, wenn sie lautstark und bitterlich jammernd von ihrem harten Schicksal als ungeliebtes Scheidungskind berichtete. Es ist nur dem beherzten Eingreifen der einen oder anderen erfahrenen und leidgeprüften Scheidungsmutter zu verdanken, dass nicht das Jugendamt bei Robert und mir auf der Matte stand.

Während ich die Treppe zu meiner Wohnung hochsteige, bin ich froh, dass Charlie erwachsen ist, und gleichzeitig wird mir bewusst, dass ich mir deswegen nicht weniger Sorgen um sie mache.

## 2.

»Was macht Christians Drehbuch?«, fragt Hubert, als ich das Büro betrete, »wird das noch was?«

Mit Christian von Geringhoff arbeite ich an einem neuen Stoff. Eigentlich hätte die erste Fassung gestern da sein müssen. War sie aber nicht, auch keine E-Mail, die das Ausbleiben erklärt hätte. So sind die Künstler eben, da kann man wenig machen. Das weiß ich und natürlich weiß das auch Hubert. Aber in regelmäßigen Abständen muss er einfach den Chef raushängen lassen. Das kenne ich schon, damit kann ich umgehen, einfach abperlen lassen und bei einem Kaffee darauf warten, dass er sich wieder einkriegt.

»Guten Morgen, kann ich wenigstens meinen Mantel ausziehen, bevor du mich anmoserst?«

Die Montagskonferenz zieht sich wie Kaugummi. Alle sind pünktlich um zehn Uhr angetreten und berichten brav über die Fortschritte ihrer Projekte. Statt einer Aufmunterung ist diese Konferenz der Downer zum Beginn jeder Arbeitswoche. Hubert ist Produzent, was seiner Meinung nach direkt nach Gott kommt. Seine Firma ist ziemlich erfolgreich darin, Filme und Serien für verschiedene Fernsehsender zu machen. Einige davon wurden mit Preisen ausgezeichnet, die Hubert in einer riesigen Vitrine in seinem Büro sammelt. Ich arbeite frei für ihn und entwickle Ideen, die er dann einem Sender anbieten kann. Meistens kommen Autoren mit einem Vorschlag, und mein Job ist es dann, ihnen zu helfen, daraus ein Drehbuch werden zu lassen. Ich liebe es sehr, etwas dazu beizutragen, dass Geschichten entstehen. Meistens jedenfalls. An Montagen wie diesem allerdings

nicht. Als freie Mitarbeiterin bin ich zwar nicht im Rundum-versorgt-Modus wie meine fest angestellten Kollegen, aber ich habe das Privileg, den Quatsch der montäglichen Konferenz nur einmal im Monat mitmachen zu müssen. Selbst das überfordert meine Geduld regelmäßig. Die Ergebnisse stehen sowieso schon vor Konferenzbeginn fest:

1. Hubert ist der Größte.
2. Alle Projekte gehen zu langsam voran.
3. Die besten Filme sind die mit den höchsten Einschaltquoten.
4. Die Zukunft ist düster.

Selbst langsame Denker und Sprecher brauchen für diese bahnbrechenden Erkenntnisse höchstens fünfzehn Sekunden.

Als sich die Konferenz nach drei endlosen Stunden ihrem Ende nähert, knurrt mir der Magen und ich folge gerne Huberts Einladung zum Mittagessen.

»Du warst so komisch in der Konferenz, ist irgendwas?«

Soll ich ihm sagen, dass nicht ich komisch bin, sondern seine Konferenz blöd? Nein, das sollte ich ihm nicht sagen.

»Charlie ist in Gorleben verhaftet worden.«

Das kommt immer gut an, wenn man von irgendwelchen Problemen berichtet. Hubert hört tatsächlich genau zu. Es überrascht mich, wie nett er ist, fast schon fürsorglich. Ich bin gerührt und schäme mich dafür, dass ich ihn innerlich schon wieder so abgekanzelt hatte.

»Spannend, wirklich spannend, da können wir doch was draus machen. Bleib da mal dran.«

Sicher bleibe ich da dran, du Arsch, aber doch nicht, damit du Charlies Geschichte zu einem bescheuerten Fernsehbeitrag verwursten kannst.

»Danke für's Essen, ich muss dann mal ...«

Zu Hause angekommen, lese ich als Erstes meine E-Mails. Vielleicht ist Christians Buch inzwischen da. Keine Nachricht von ihm. Auch nichts von Charlie, dabei wollte sie sich doch heute mit Klaus in Verbindung setzen. Ich beschließe sie anzurufen, erwische aber nur die Mailbox.

»Charlie, ich bin's. Ruf' mich mal zurück, mich interessiert, was Klaus gesagt hat.«

Wo die sich wieder rumtreibt? Ehrlich gesagt, bin ich nicht gewillt, stundenlang auf ihren Rückruf zu warten. Ist ja auch Quatsch, ich kann Klaus genauso gut selbst anrufen.

»Klar hat sich Charlie gemeldet. Wir treffen uns, noch diese Woche. Mach dir keine Sorgen«, sagt Klaus, »das wird schon alles nicht so heiß gegessen, wie es gekocht wird.«

Was soll das denn heißen, »diese Woche«, warum nicht heute, warum nicht jetzt? Die haben alle die Ruhe weg.

In den Nachrichten fordert der niedersächsische Innenminister, dass die Gorlebendemonstranten an den Kosten für den Polizeieinsatz beteiligt werden. Ich fliehe vor dieser Nachricht an den Schreibtisch, wo ich endlich die ersehnte E-Mail von Christian finde.

Er glaubt, dass seiner Geschichte noch eine entscheidende Dimension fehle, deshalb lese er gerade noch mal alle griechischen Mythen. Ich solle noch ein bisschen Geduld mit ihm haben.

Für eine Komödie über ein Paar, das sich im Alltagsstrott verloren hat? Ich finde das zwar etwas überambitioniert, aber andererseits bin ich doch diejenige, die gerade für Komödien immer Tiefgang einfordert. Der Qualität zuliebe werde ich mich also weiterhin in Geduld üben und die Wartezeit dazu nutzen, mich ebenfalls in die griechische Mythologie zu stürzen. Bei der Drehbuchbesprechung werde ich dann damit glänzen. Irgendwo im Regal wird sich der gute alte Schwab doch finden.

Eine halbe Kanne Ingwerhibiskustee später liege ich auf dem Sofa und reise mit Odysseus von Troja zurück zu seiner Frau Penelope. Der Text ist schön wie immer, aber noch mehr begeistern mich die bleistiftgeschriebenen Randnotizen, die ich vor vielen Jahren zu Odysseus' Kampf gegen die Sirenen geschrieben habe: »Erkenntnisverzicht, um Weiblichkeit zu trotzen.«

Wann hatte ich denn diese großartige Erkenntnis?



Nora saß am Schreibtisch ihres WG-Zimmers. Zwei Wände waren tapeziert mit möglichen Ideen für eine Magisterarbeit. In den vergangenen Semestern hatte sie sich nicht gerade als akademischer Nachwuchsstar profiliert. In aller Seelenruhe hatte sie einen Schein nach dem anderen gemacht und sehr viel Zeit damit verbracht zu leben. Die Examensarbeit musste natürlich einen relevanten Beitrag zur Menschwerdung leisten, was bei einem Germanistikstudium nicht unmittelbar auf der Hand lag. Was hatte Nora im Studium interessiert? Mittelhochdeutsche Ablautreihen und generative Transformationsgrammatik eher nicht.

Also was? Exilliteratur, Anna Seghers' »Transit«, das hatte ihr viel bedeutet. Kritische Theorie war immer angesagt, aber das war Nora zu anstrengend. Außerdem gab es da klare Grenzen, das war den wirklich Schlaunen aus dem Isabella-Wagner-Clan vorbehalten. Nora war das ein oder andere Mal in das Seminar gegangen, in dem sich Isabella und ihre männlichen Bewunderer versammelten, verstand aber schon die Mehrwerttheorie nicht und mokierte sich lieber über die Schlaumeier, die vor lauter Lesen den Bezug zum wirklichen Leben, also zu der Variante, die Nora bevorzugte, verloren hatten. Trotzdem musste jetzt ein anständiges Thema her, eins, mit dem man zur Not mal ein biss-

chen angeben konnte, am besten eins, das sogar den Isabella-Wagner-Clan vor Ehrfurcht erstarren lassen würde.

DDR-Literatur? Das mochte Nora, aber auf der akademischen Werteskala stand das nicht gerade weit oben. Strukturalismus ging immer, war aber wiederum eher anstrengend.

Da gab es etwas für Münsteraner Verhältnisse ganz Neues aus Frankreich, feministischer Poststrukturalismus. Kannte keine Sau, hörte sich gut an und man konnte herrlich vor sich hin bramarbasieren, ohne sich durch tausend Seiten Sekundärliteratur arbeiten zu müssen. Das nahm sie, warf es einmal in die Luft und schon hatte sie das Thema ihrer Examensarbeit: »Gibt es einen weiblichen Sozialismus?«

»Was hat die Odyssee damit zu tun?«, wollte Noras große Liebe Michael wissen, und genauso wie Odysseus in der Ägäis, kreuzte Nora orientierungslos durch ein Meer möglicher Antworten.

»Mit dem hat alles angefangen«, antwortet sie vage und weckte damit erstaunlicherweise sein Interesse. Eine kühne These, aber ausbaufähig.

»Odysseus steht für das männliche Prinzip von Ratio, die Sirenen für das weibliche von Erkenntnis durch Erfahrung. Und was macht Odysseus, dieser Trottel? Statt sich dem Unbekannten auszuliefern und einfach mal zu gucken, was passiert, verstopft er sich die Ohren, fesselt sich an einen Mast, um unbeschadet an den Sirenen vorbeizukommen.«

»Sonst wäre er abgesoffen.«

»Typisch.«

»Was?«

»Dass du das sagst.«

»Wieso?«

»Du hast doch auch Schiss vor allem, was fremd ist.«

»Quatsch.«

»Kein Quatsch, was soll denn das für eine Form von Erkennt-

nis sein, wenn man die Ohren verschließen und sich fesseln muss, um sie zu erlangen? Dir würde das auch guttun, wenn du dich mehr auf alles einlassen würdest.«

Eine laute Viertelstunde später war Michael sauer abgezogen und Nora sich sicher, auf der richtigen Spur zu sein.



»Ah, meine verschollene Tochter«, flöte ich ins Handy.

Charlie hört sich ausgesprochen munter an, ihre gute Laune springt aber nicht auf mich über, zumal sie sich darüber lustig macht, dass ich es nicht lassen konnte, bei Klaus zu kontrollieren, ob sie ihn schon angerufen hatte.

»Ob du es glaubst oder nicht, Mama, ich habe noch nicht vergessen, dass ich verhaftet wurde.«

Das ist zumindest schon mal ein Anfang.

»Sehe ich dich heute noch? Ich habe Berge von Gemüse im Kühlschrank, die ich heute Abend kochen könnte.«

»Sorry, aber ich bin schon verabredet. Ich gehe mit Malte ...«

»Wer ist Malte?«

»Ein Typ, den ich in Gorleben kennengelernt habe.«

»Aha.«

»Nix aha.«

Also doch aha.

»... mit dem gehe ich zu diesem Auswertungstreffen. Habe ich doch gestern schon erzählt.«

Stimmt, ich erinnere mich. Da ich automatisch davon ausgehe, dass Charlie keine Nachrichten gehört hat, informiere ich sie darüber, dass die Gorlebendemonstranten an den Kosten für den Polizeieinsatz beteiligt werden sollen. Ich habe zwar nicht erwartet, dass meine Tochter schon ausgeklügelte Sparpläne entwickelt, um das bezahlen zu können, aber wenigstens ein

klitzekleines Erschrecken, das hätte doch wohl drin sein können. Stattdessen dringt glockenhelles Lachen an mein Ohr.

»Na, da bin ich gespannt, was der DFB dazu sagt.«

Deutsche Finanzbehörde, Der Friedensbund, Dämliche Fußbewegung, rattert es in meinem Hirn.

»Wer?«

»Wenn ich für den Polizeieinsatz bezahlen soll, dann ja wohl alle anderen auch. Was meinst du, wie teuer das ist, dass die Polizei jedes Wochenende die Fußballstadien absichern muss?«

Das entbehrt zwar nicht jeglicher Logik, aber ich frage mich, von wem meine Tochter die Gabe hat, sich sekundenschnell vom eigentlichen Thema kilometerweit zu entfernen. Von mir jedenfalls nicht.

»Malte hat ein paar Leute zusammengetrommelt, die in Gori verhaftet worden sind und ...«

»... in Gewahrsam genommen wurden.«

»Was?«

»Das ist ein himmelweiter Unterschied.«

»Mama!«

»Ja?«

»Ich habe schon einen Anwalt, aber danke für den juristischen Exkurs.«

Ich habe zwar quasi gar nichts gesagt, aber ich bin ein bisschen beruhigt, dass Charlie ihre Probleme nicht ganz aus den Augen verloren hat, und kehre zu den griechischen Mythen zurück.



Fertig. Nora hatte tatsächlich fast zweihundert Seiten geschrieben. Die konnte zwar außer ihr kaum jemand lesen, aber sie lagen vor ihr auf dem Schreibtisch. Ein fetter Stapel neuer akademischer Erkenntnisse. Es war ein Triumph, die meterlange,

endlich abgearbeitete Gliederung von der Wand zu reißen. Jeder Punkt, jedes Kapitel hatte ein Häkchen, nichts war vergessen worden. Nun musste der ganze Erguss noch einmal leserlich abgeschrieben werden, damit er anschließend von einem Profi ordentlich getippt werden konnte. Auf Seite dreißig bekam Nora eine psychosomatische Sehnenscheidenentzündung im rechten Arm und konnte nicht mehr weiterschreiben. Die Einzigen, die ihre Handschrift lesen konnten, waren diejenigen, die durch die Lektüre Hunderter von Liebesbriefen erprobt waren, die sie zu unterschiedlichen und zu gleichen Zeiten von Nora bekommen hatten: Michael und Paul. Michael zu fragen, war kein Problem. Liebe machte schließlich hilfsbereit. Aber Paul? Nora hatte Paul wegen Michael verlassen und ihm damit das Herz gebrochen. War auch zerbrochene Liebe hilfsbereit?

»Das war Michael«, verkündete Svenni, nachdem er den Telefonhörer aufgelegt hat.

»Wir müssen sofort hinfahren, da stimmt was nicht. Michael hat sich total komisch angehört.«

»Der ist zwar komisch, aber der hört sich nie komisch an.«

Nora mochte Paul, aber Michael konnte sie nicht ausstehen. Er war ihr viel zu theoretisch, immer abweisend und steif.

Michael und Paul wohnten in einer typischen Jungwohn-gemeinschaft und waren beste Freunde, was niemand gedacht hätte, der sie sah. Paul war wie sein Name, rund und warm. Michael war das Gegenteil. Groß und dünn und auf diese Art schlau, wie Jungs es waren, die sich hinter Büchern versteckten. Gegensätze, die sich anzogen? Gegensätze, die sich brauchten. Die beiden wuchsen aneinander, jeder machte den anderen klein und sich selbst dadurch größer. Beste Freunde eben.

Svenni und Nora fanden die beiden im Garten vor ihrer Bruchbude. Offensichtlich hatten sie sich aus dem Haus geschleppt und lagen nun davor im Gras.

Nein, sie hatten nichts geraucht oder genommen. Irgendwas stimmte mit den Kohleöfen nicht. Trotz der unübersichtlichen Lage brach niemand in Panik aus. Svenni tippte auf Kohlenmonoxydvergiftung und rief sofort einen Krankenwagen. Er fuhr mit den Jungs ins Krankenhaus, und Nora blieb vor Ort, um auf die Feuerwehr zu warten. Außerdem musste jemand die Cannabispflanzen verstecken. Nora rannte wie ein Drogenspürhund über das gesamte Grundstück, aber die Feuerwehr war schneller. Nicht ein Wort glaubte der Brandmeister, als sie ihm das letzte, noch nicht gerettete Pflänzchen als Tomatensetzling verkaufen wollte, aber er hatte schon genug damit zu tun, Nora anzumeckern, dass die Kamine komplett verrußt seien, und ob sie denn noch nie was von einem Schornsteinfeger gehört hätte? Das Haus wurde sofort feuerpolizeilich gesperrt, und Michael und Paul waren obdachlos. Nora packte die Pflänzchen, die sie gefunden hatte, ins Auto und raste zum Krankenhaus. Paul stand schon wieder, wenn auch blass, auf den Beinen, Michael musste im Krankenhaus bleiben.

Das WG-Haus war wirklich klein. Svenni wohnte unten, neben der Küche, Bella oben, genau wie Nora. Die drei waren gemeinsam in das kleine Haus eingezogen, weil es in der alten WG Krach gegeben hatte. Das Haus war voll, voller ging nicht, außer in Notsituationen. Paul wusste nicht, wohin, also wurde er mitgenommen. Bis er wieder gesund war, konnte er in Noras Zimmer wohnen, Nora wollte so lange bei Bella schlafen. Kein Problem. Aber dazu kam es dann doch nicht, weil Paul erstaunlich schnell wieder zu Kräften kam.

»Tee?«

Paul lag wach in Noras Bett und strahlte sie an.

»Gerne, aber nur, wenn du bleibst.«

Zufällige Berührungen wurden absichtsvoll. Nora hatte gehnt, dass dieser Mann wunderbar küssen konnte, aber so wunderbar? Sie war zwar alles andere als krank, aber plötzlich lag sie ebenfalls im Bett, und mit Paul erfand sie die beste Therapie gegen Kohlenmonoxydvergiftung.

Als Michael aus dem Krankenhaus abgeholt werden konnte, ging es Paul schon wieder gut. Trotzdem blieb er. Michael konnte sein Bett fürs Erste, bis er wieder etwas Eigenes hatte, in den Flur quetschen. Es gingen ja sowieso alle durch die Küche. Wer brauchte schon einen Flur?

Eine Woche später wurde das Provisorium zum Dauerzustand erklärt. Die Wohngemeinschaft war um zwei neue Mitbewohner angewachsen und auf dem besten Weg, eine richtige Familie zu werden. Als Paul und Michael ihre Möbel ins neue Zuhause holten, wurde der Weg von Zimmer zu Zimmer zu einem regelrechten Hindernisparcours.

»Das Haus ist zu klein«, stellte Svenni fest und beschloss, den alten Hühnerstall im Garten auszubauen.

Kein Problem, wenn man davon absah, dass keiner der Mitbewohner auch nur den Hauch einer Ahnung vom Bauen hatte. Holzboden zu verlegen sollte ziemlich einfach und völlig ungefährlich sein, schließlich hatten alle schon mal irgendwas gesägt und zusammengehämmert. Die Devise war sowieso, dass alle alles konnten. Als die Bretter verlegt und alle Finger noch dran waren, wurde ein Schornstein gemauert, schließlich würde man irgendwann heizen müssen. Nora erinnerte sich an die Worte des Feuerwehrmanns und plädierte für einen Profi, aber nach einem Blick in die Haushaltskasse war auch sie von der versammelten handwerklichen Kompetenz überzeugt. Es funktio-

nierte tatsächlich. Jeder Schornsteinfeger hätte zwar die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, aber der Ofen brannte, der Rauch zog ab und der alte Hühnerstall war das schönste Gebäude, das die Welt überhaupt jemals gesehen hatte. Jetzt fehlte nur noch ein Glashaus davor, damit man draußen sitzen konnte, wenn es eigentlich noch zu kalt dafür war, und natürlich damit die WG Gemüse anbauen konnte, wovon ebenfalls niemand etwas verstand. Ein paar Monate später zeigte sich, dass Tomaten- und Cannabispflanzen hervorragend miteinander harmonierten.

Die WG war auf dem besten Weg zu einer richtigen Kommune. Alle Bewohner warfen ihr gesamtes Geld in einen großen Topf, na ja, es war eher ein kleiner, und fühlten sich sehr fortschrittlich. Geld war immer knapp, und nun machten sie die überraschende Erfahrung, dass es nicht mehr wurde, nur weil man es zusammenschmiss. Unter den Kastanien im Garten saßen sie zusammen und zerbrachen sich die Köpfe darüber, wie sie die nächste Miete bezahlen sollten.

»Es wäre blöd, unsere Bank zu überfallen, die erkennen uns doch sofort«, warf Svenni in die Runde.

»Versicherungsbetrug geht immer«, schlug Paul vor, aber in Ermangelung von Wertgegenständen, die man der Haftpflichtversicherung in Rechnung hätte stellen können, fiel diese Aussicht auf Rettung schnell unter den Tisch.

Bella wollte gerne Marmelade kochen und sie auf dem Wochenmarkt verkaufen. Das fanden alle eine gute Idee, aber da das Obst im Garten noch nicht reif war und es keinen Sinn ergab, Geld, das man nicht hatte, für Früchte rauszuwerfen, musste weiter nach einer Lösung der finanziellen Misere gesucht werden. Nach langen Stunden der ernsthaften Beratung kam Nora mit einer ganz abgefahrenen Idee.

»Wir gehen arbeiten.«

Ihre Mitstreiter waren sprachlos.

Wenige Tage später hatte Nora für alle Jobs gefunden. Sie selbst ging als Sekretärin zum evangelischen Gemeindepfarrer, Svenni konnte im Lottoladen anfangen, Paul hatte sie bei der Schweinebesamung untergebracht und Bella sollte bei der Spargelernte mithelfen. Michael hatte sich selbst was gesucht, er würde in der Bibliothek des historischen Seminars jobben.

Die Sprachlosigkeit der Mitbewohner wich blankem Entsetzen, das nur durch einen Joint abgemildert werden konnte. In der einsetzenden Fröhlichkeit führte Paul schon mal vor, wie er seinen Job anlegen würde. Die Schweine würden viel zu lachen haben, das stand schon mal fest. Bella und Svenni waren sich einig darüber, dass sie die für sie vorgesehenen Jobs intellektuell unterfordern würden, aber sie sahen ein, dass eine leere Kasse für alle eine kulinarische Überforderung wäre. In einer langen Nacht wurden die kommenden Herausforderungen schon mal theoretisch erledigt und in den frühen Morgenstunden, als fast alle Probleme geklärt waren, gingen die WG-Bewohner müde ins Bett.

Als Nora gegen Mittag von ihrer neuen Halbtagsstelle nach Hause kam, waren Bella, Svenni und Paul gerade mit dem Frühstück fertig. Ihre Jobs hatten sie leider verpasst. Nur Michael hatte es pünktlich in die Bibliothek geschafft. Nora und er regten sich nicht auf. Das musste man eben akzeptieren, dass manche Leute nicht dafür geschaffen waren, Geld zu verdienen. Die brachten sich dann anders in die Gemeinschaft ein. Das Geld reichte ja fürs Erste, und irgendjemandem zu unterstellen, er würde auf Kosten anderer leben, würde dessen Freiheit ja auch irgendwie einschränken. Nora und Michael waren Helden.

In den Semesterferien arbeitete Nora wieder beim Radio. Wenn sie Journalistin werden wollte, brauchte sie praktische Erfahrung, und die Kollegen hatten ihr nach dem letzten Praktikum angeboten, dass sie als freie Mitarbeiterin wiederkommen

könnte. Sie durfte eigene Beiträge machen und verdiente damit gutes Geld. Ein bisschen blöd, dass der Sender so weit weg war, aber Nora wohnte bei ihren Eltern und die Mitbewohner konnten sie jederzeit besuchen.

Nora fand, dass sie für die Arbeit ein Kleid brauchte, irgendetwas richtig Schönes. Aber wenn sie das kaufte, wäre die Kasse wieder leer. Stunden erbitterter Diskussion später hatte sich Nora davon überzeugen lassen, dass sie sich das Privileg ihres Traumjobs nicht auch noch durch ein neues Kleid versüßen lassen könnte, und außerdem wollten die Radiofritzen sie ja nicht wegen ihres Aussehens haben. Nora trat im Hippieoutfit beim Sender an.

Michael und Svenni besuchten Nora. Sie waren den weiten Weg mit dem Motorrad gefahren. Nora freute sich sehr, obwohl sie eigentlich Paul sehnsüchtig erwartet hatte, und führte ihnen stolz vor, was sie den Tag über machte.

Michael erzählte, dass er auch gerne mal gefahren wäre, aber Svenni lamentierte, dass er zu sehr an seinem Motorrad hing, um es in andere Hände zu geben. Das musste Michael akzeptieren. Eine Gemeinschaft musste auch Individualität verkraften und mittragen. Nach der langen Tour brauchte Svennis Motorrad dringend neue Reifen. Die waren teuer und wurden im Gegensatz zu Noras Wunschkleid umstandslos aus der Gemeinschaftskasse bezahlt. Die war dann wieder leer. So leer, dass Michael auch den Rest der Semesterferien in der Institutsbibliothek verbringen und Nora ihre Zeit beim Radio verlängern musste.

Nach den Semesterferien wurde die Gemeinschaftskasse aufgelöst.



Es ist dunkel geworden. Dass ich lange gelesen habe, merke ich aber vor allem daran, dass ich Mordshunger habe. Ich habe keine Lust, alleine zu essen, aber auch keine Lust, großen Aufwand zu treiben und spontane Einladungen zum Essen auszusprechen. Soll ich meinen Drehbuchautor Christian anrufen und ihn fragen, ob er am Abend schon was vorhat? Nein, zu aufdringlich, oder? Eindeutig zu aufdringlich. Vierzig Jahre Frauenbewegung hin oder her, bestimmte Bereiche sind und bleiben Männerdomäne.

Für das Verhältnis zwischen den Geschlechtern gibt es eine große Zahl ungeschriebener Gesetze. Die sind zwar erstens Quatsch und zweitens haben wir sie im Rahmen der Emanzipation längst überwunden, aber sie gelten immer noch, und mit zunehmendem Alter gelten sie strikter denn je.

Mit zwanzig war es sexy, wenn ich einen Mann zum Essen eingeladen habe, und wahnsinnig selbstbewusst, wenn ich auch noch die Rechnung bezahlte. Mit dreißig wurde darin schon die Absicht vermutet, ich würde einen Flirt neben der festen Beziehung suchen. Aber da muntere Flirterei sehr gut zur Zeit passte, wurde das eigentlich immer gerne angenommen. Mit vierzig fingen die Eingeladenen an sich zu fragen, was wohl hinter der Einladung stecken möge. Schließlich war ich die Lebensgefährtin des Vaters meiner Tochter.

Spätestens ab da wurden harmlose Begegnungen als Business-Meetings getarnt, als Wir-haben-uns-so-lange-nicht-gesehen-Treffen, als Ich-brauch-mal-deinen-Rat-Essen. Einige dieser Verabredungen bekamen durch ihre durchsichtige Tarnung erst das Verruchte, das sie auf keinen Fall haben sollten.

Heute bin ich eine alleinstehende Frau, in einem Alter, in dem sich jede Spielerei in tödlichen Ernst verwandelt. Einfach Hunger zu haben, ist in meiner Altersgruppe nicht mehr vorgesehen. Automatisch geht man davon aus, ich wolle nichts in den Magen

kriegen, sondern einen Mann, und zwar mit Haut und Haaren. Stimmt auch, aber doch nicht immer und vor allem nicht jeden und sowieso nicht, wenn ich Hunger habe. Es gibt Männer, mit denen ich nur gerne arbeite, Männer, mit denen ich nur gerne rede, Männer, die mich inspirieren, und mit denen gehe ich manchmal gerne einfach nur essen. Essen. Mehr nicht.

Und ganz selten gibt es einen Mann, in den ich mich verliebe oder verlieben könnte oder gerne verlieben würde. Christian? Quatsch, mit dem arbeite ich zusammen.

Dann ist ja gut, sagt die alte Hexe in mir, dann ruf ihn einfach an.

Nein, entgegne ich entrüstet.

Aha.

Nix aha.

Also doch aha.

Prima, jetzt habe ich auch noch schlechte Laune. Ich kann mich nur im allerletzten Moment bremsen, eine dieser doppelt verbotenen Pizzen aus dem Tiefkühlfach zu holen, und besinne mich auf die Gemüseberge, die darauf warten, verarbeitet zu werden. Ich habe gelesen, dass Essen vor dem Fernseher automatisch dick macht. Da gedünstetes Gemüse aber so was von gesund und, wie ich mir erfolgreich einrede, lecker ist, pfeife ich auf diese Weisheit und knalle mich vor einen wirklich schlechten Fernsehfilm, der morgen mit Sicherheit das absolute Quotenhighlight sein wird.

Eine Überdosis Vitalstoffe im Magen und eine Überdosis Schrott im Kopf, beschließe ich, schlafen zu gehen und vor den Aufregungen um meine Tochter die Augen zu verschließen. Morgen wird sie mir berichten, was bei diesem komischen Treffen rausgekommen ist, und ich werde herausfinden, was es mit diesem noch komischeren Malte auf sich hat.

Das einzig Gute am morgendlichen Walken ist, dass ich auf dem Rückweg die Zeitung mitbringen kann. Die beim Sport ausgebliebenen Endorphine stellen sich erst beim Anblick des Honigbrötchens, das vor mir liegt, ein. Angesichts der Schlagzeile verwandeln sich die Glücks- allerdings postwendend in Stresshormone: Gegen die Castorblockierer soll rigoros vorgegangen werden! Ich sehe mich Knastpakete packen und zu regelmäßigen Besuchen in die Justizvollzugsanstalt pilgern. Meine kleine Tochter hinter Gittern? Ich weiß, dass Charlie bei dieser Fantasie genervt das Gesicht verziehen würde, aber ich weiß auch, dass jede Jugendsünde Konsequenzen hat. Mit zunehmendem Alter habe ich begriffen, dass alles seinen Preis hat.

Was erwartet Charlie besten- und was erwartet sie schlimmstenfalls? Da ich Klaus nicht schon wieder anrufen kann, wenn ich es mir nicht mit Charlie verscherzen will, fahre ich meinen Rechner hoch und google mich durch das deutsche Strafrecht. Naivität gibt es schon mal nicht als juristischen Begriff. Kinderreien auch nicht. Groben Unfug gibt es, und der wird als Ordnungswidrigkeit gewertet. Das wäre okay, zumal er in der Regel nur mit einer Geldstrafe belegt wird. Charlie wird ihren heroischen Einsatz natürlich nicht als Unfug sehen, aber das haben Juristen zu beurteilen und zum Glück nicht meine Tochter. Sachbeschädigung? Haben die was kaputt gemacht? Nein, ein paar Steine von A nach B zu bewegen, kann keine Sachbeschädigung sein. Außerdem hat Charlie Robert und mir versichert, dass sie weder geschottert noch geworfen habe. Das glaube ich ihr und außerdem kann man die Steine, die geflogen sind, sicher auch wiederverwenden. Hat der Polizist, der mich angerufen hat, nicht von Landfriedensbruch gesprochen? Das hört sich gar nicht gut, aber ziemlich passend an.

»Wer sich an Gewalttätigkeiten gegen Menschen oder Sachen (...), die aus einer Menschenmenge in einer die öffentliche

Sicherheit gefährdenden Weise mit vereinten Kräften begangen werden, als Täter oder Teilnehmer beteiligt (...), wird mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren oder mit Geldstrafe bestraft (...).«

Ich lese nur »drei Jahre« und versuche, die aufsteigende Panik zu unterdrücken. Vorstrafe, Ende aller Karriereaussichten, Knast.

Ach, wäre ich doch nicht in meinem kleinen Leben, sondern im Kino, dann wäre alles sonnenklar: Charlie muss abhauen. Ich müsste meine Tochter nicht für drei Jahre hinter Gittern verschwinden lassen.

Robert hat genug Kontakte in alle Welt, da wird ja wohl jemand seine Tochter aufnehmen können, bis Gras über die Sache gewachsen ist. Kriegen wir sie überhaupt noch aus dem Land raus? Sind ihre Daten schon in allen Computern erfasst? Würde sie direkt am Flughafen verhaftet werden, und würden wir durch den Fluchtversuch alles noch schlimmer machen?

Bei Leuten, die mich nicht so gut kennen, bin ich geradezu dafür berüchtigt, immer einen kühlen Kopf zu bewahren. Wenn nichts mehr geht, fragt man gerne mich, weil ich so sachlich und überlegt an alle Probleme herangehe. Also an die Probleme der anderen.

In privaten Fällen und wenn mir etwas direkt unter die Haut geht, sieht das ganz anders aus. Nachdem ich mich noch weitere bittere Minuten meiner Panikattacke hingegeben habe, Bruce Willis mir als Fluchthelfer abgesagt hat, ich die Idee, dass eine befreundete Künstlerin neue Papiere für Charlie fälschen könnte, verworfen habe und ich mich selbst wegen Fluchthilfe schon bei Wasser und Brot sehe, beschließe ich, den Tag noch einmal ganz neu anzufangen. Die Arbeit lasse ich Arbeit sein und verabrede mich mit Robert. Er ist nicht begeistert, dass ich ihn im Büro abholen werde.